

I.

Es ist ein theures Vorrecht unseres Jahrhunderts, unsere Frauen nicht bloß zu lieben und zu verehren, wie es wenigstens ein Theil der Vergangenheit gethan, sondern auch über sie nachzudenken. Fast scheint es uns, als ob das spezifische Moment unserer Zeit, die nur das wahrhaft zu besitzen glaubt was sie weiß und begreift, auch auf die Frauen, ihr Leben und ihre innerste Eigenthümlichkeit seine Gewalt erstrecken wolle. Haben wir Recht oder Unrecht darin, daß wir auch auf diesem Punkte mit der Arbeit des Geistes das zu messen versuchen, dem wir uns mit der Hingabe des Herzens so gerne unterwerfen?

Noch weniger wage ich eine Antwort auf die zweite, vielleicht wichtigere Frage. Was wird die Frau selbst dazu sagen, wenn sie Gegenstand der Wissenschaft wird? Und vor Allem der Wissenschaft, welche, selbst der Maßstab für die eine ganze Hälfte aller menschlichen Dinge, ohne ihren eigenen Maßstab nicht gedacht werden kann, der Wissenschaft des Güterlebens? Wird die Frau es ertragen, daß sie für den Mann auch noch einen anderen Werth empfängt als den, den ihr seine Liebe gibt? Wird sie es dulden, daß ich auf sie, für die ich Alles hingebe, die trivialen Begriffe

von Production und Consumption, von Kosten und Ertrag anwende? Darf sie es erlauben, daß das Unschätzbare in den Alltags Händen der Nationalökonomie zu etwas Schätzbarem werde?

Und doch — fast glaube ich es. Denn wenn wir thun, was wir nicht lassen können, so möge das Ziel, dem wir entgegenstreben, die Verzeihung für den Weg geben den wir gehen müssen. Möge uns daher die Frau gestatten uns an sie selbst zu wenden ehe wir es uns erlauben, über sie zu reden.

Es ist noch keine hundert Jahre her in einer Weltgeschichte von so viel tausend Jahren, daß man überhaupt begonnen hat, über die tiefere Natur, das Wesen und die Mission der Frau in der menschlichen Gemeinschaft nachzudenken. Bei allem fast unendlichen Reichthum der alten Welt in allen Gebieten des geistigen Lebens, hier ist ein Gebiet, zu welchem ihr arbeitender Gedanke niemals hinangereicht hat. Selbst an den größten weiblichen Gestalten der alten Welt gehen nicht bloß Philosophie und Geschichte, sondern selbst die geistreiche Beobachtungsgabe der Pariser unter den Griechen, der Atheniensier, schweigend vorüber und weder das schöne Bild der Penelope, noch die glänzende Erscheinung einer Lais, noch die machtvolle einer Kleopatra oder die schmachbedeckte einer Messaline haben zum Nachdenken auch die rastlos Denkenden unter den Alten angespornt. Aristoteles weiß in seiner Politik von hundert Gründen, aus denen Männer stark und Staaten groß werden und vergehen, aber von einem der gewaltigsten Factoren des Lebens und seiner Bewegung, von dem Weibe, weiß er nichts. Plato kennt

alle Ideale, das des Menschen, des Gedankens, des Staates, der Unsterblichkeit — das Ideal des Weibes kennt er nicht. Die Lyriker besingen Alles, bis zu den olympischen Spielen und Siegern, aber die, denen sich zuletzt auch dieser Sieger gerne beugt, die Frauen, kennen sie nicht. Unter den großen und kleinen Theaterdichtern der alten Welt hat nur Sophokles eine Antigone; sie wissen alle das Weib nicht als „Motiv“ zu verstehen und zu benützen und darum sind uns ihre sonst so großen Dramen Früchte ohne Blüthen, kalt und klar, hart und historisch. Allerdings beginnt mit der germanischen Welt eine andere Zeit. Das Weib tritt in die Geschichte und ihre Poesie hinein; an der Schwelle derselben stehen Kriemhild und Brunhild, zwei Gestalten, wie sie die alte Welt nicht kennt, und Gudrun wird der Inhalt eines zweiten, nicht minder großen Epos. Dann kommen die Troubadours und ihr Reflex bei den Deutschen, die Minnefänger; das Herz der germanischen Völker hat gefunden, was der Verstand der alten nicht gesehen hat, die Liebe als jenen machtvollen Factor, der die eine Hälfte des männlichen Lebens unbedingt beherrscht, um die andere glücklich oder unglücklich zu machen; und von da an wird die Ehe der Inhalt aller Kämpfe, in denen das Individuum mit den individuellen, ja mit den gesellschaftlichen Verhältnissen ringt. Das Pathos ist aus dem rein männlichen ein halb weibliches geworden; der Mann, der früher sein Leben und seine höchste Kraft nur dem Staate geweiht, lernt für die Frau nicht bloß fühlen und leben sondern auch sterben, und die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts bedeckt das Grab aller Werthers mit den herrlichsten Blumen des Liebes und des Trauer-

spieles. Die Frau ist da; sie ist eine Gewalt; sie ist zur Hälfte des Lebens geworden; aber sie ist doch nur noch Eigenthum der Dichtkunst. Kaum daß die trockene Satire Gellerts und Rabeners hie und da einen komischen Zug in die glänzenden Bilder hineinzeichnet, die in den Gretchens und Klärchens, in den verschiedenen Louisenhaftigkeiten auf Papier und Bühne ihre tiefen, schönen Augen auf uns richten und uns fesseln; die schönen Gestalten bleiben und selbst die Sapphos, die wir besitzen und die so oft uns begeistern, sind unser und treten mit eben so viel Eleganz als Erfolg in das sprudelnde Leben unserer Künstlerwelt. Es ist kein Zweifel, wir sind um eine halbe Welt reicher geworden, aber bis jetzt nur für die Dichtkunst. Das wirkliche Leben hat noch immer die Frau nur als Thatsache, nicht als die große anerkannte Kraft aufgenommen, die in ihr lebt, und selbst Balzacs „*semmes incomprises*“ haben es nicht vermocht, jenes Interesse an den weiblichen Gestaltungen der Dichtkunst über ihr dreißigstes Lebensjahr hinaus festzuhalten. Da kommt nun unsere nüchterne Zeit. Ihr Charakter ist der Maßstab, den sie in tausend Formen in ihrer Hand führt und, in tausend Formen messend, doch immer dasselbe mißt. Das aber, was sie mißt ist der Werth, und zwar mit kühler Härte und vollem Bewußtsein der wirtschaftliche Werth aller Dinge. Für sie ist die Sonne nichts als Licht und Wärme, die Kraft ist Production, der Hain der Sängers mit süßdustender Frühlingsluft, ein landwirtschaftlicher Factor für die Feuchtigkeit und die Blüthe aller Dinge hat nur als Mutter der werthvollen Ernte ihre nationalökonomische Berechtigung. Es ist sehr traurig, so

sehr nützlich zu sein; aber es ist so. Wer will es wagen, sich dem zu entziehen? Und wenn jetzt jede Form des Bewußtseins von den nationalökonomischen Messungen angefränfelt wird, kann es fehlen, daß wir auch das, worin der Frühling des Lebens zur dauernden Gestalt wird, mit diesem Maße messen?

Aber thäten wir es nicht, ich glaube, die Frau selbst würde es uns schwer verzeihen. Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts, dieß Loslösen der Frau vom Mann, dieß Gefühl ihrer Selbstständigkeit, dieß Bedürfniß, nicht bloß Blüthe und Kranz, sondern selbstwirkender Factor in der Arbeit unserer gewaltigen Zeit zu sein. Die Frau, seit Jahrtausenden die stillschweigende und gehorsame Erfüllung des Lebens der Männer, beginnt zu lernen, daß fast Alles was geschieht, nur halb geschieht und nur halb fertig wird wenn es die Frau nicht mit-erfaßt. Sie beginnt zu lernen daß sie, und gerade mit dem, was ihr am eigenthümlichsten ist, ein mächtiges Gewicht in die Waagschale des Lebens, seines Werdens und seines Glückes zu legen vermag, nicht bloß durch das was sie ist, sondern eben so sehr durch das was sie will und thut. Sie stellt sich, wenn auch in ihrer Weise leise und schweigend, in die vorderste Reihe der menschlichen Arbeit; sie will nicht mehr bloß die Last derselben tragen, sie will auch ihre Kraft in derselben zur Geltung bringen; sie hat den Muth, für sich Erfolge zu wollen und einen Theil der Verantwortlichkeit dessen auf sich zu nehmen, was sie zu thun für eine selbstständige Lebensaufgabe der Frau hält. Sie will kein Mann sein, aber sie will das sein, was der Mann nicht sein kann,

und beginnt sich allen Ernstes zu fragen, was denn das eigentlich ist, was eben nur sie vermag. Sie will in feste Form fassen was in ihr lebt; sie will zu der Liebe die Hochachtung nicht mehr bloß des Mannes, sondern der Männer; sie will sich befreien von jener dunklen Gewalt der zunehmenden Jahre, welche Blatt auf Blatt aus der Rose reißen, die wir an unserem Herzen tragen; sie will durch sich selbst gelten und ein Dauerndes an die Stelle des nur zu leicht Vergänglichen setzen; die Frau soll von jetzt an eine Kategorie des arbeitenden Lebens neben dem Manne werden. Und kann sie das mit dem Maßstabe der Minnesänger und Drucksorten aller Zeiten und Arten? Sie weiß, daß sie das nicht kann. Sie will gelten, was sie werth ist. Und auf diesem Punkte begegnet ihr die Wissenschaft, vor Allem diejenige, welche mit kühler Kraft die Erscheinungen zu Kräften, das Glück zur Substanz, das Leiden zur Sache der Berechnung macht, die Nationalökonomie. Die versteht weder zu lieben, noch zu hassen; sie hat die Begeisterung zur Arbeit, die Idee der Werdelust zum Erzeugniß, den Fortschritt zum Ueberschuß gemacht; was wird sie aus der Frau machen?

Lassen Sie mich Eines sagen, ehe wir weiter gehen. Wenn Alle dasselbe wären und alle Kräfte dasselbe thäten, so stünde das Leben bei seinem Beginne an seinem Ende; der Unterschied, das größte Geheimniß in einer Welt die auf der Idee der Gleichheit in Wesen und Bestimmung des Menschen beruht, ist die ewige Quelle alles Lebendigen. Daher steht an der Schwelle jeder Beobachtung die große Wahrheit, daß dasselbe, für zwei geltend und durch zwei

geschehend, ein Verschiedenes wird. Wenn dem aber so ist, so dürfen Sie auch hier nicht erwarten, daß ich in gleicher Weise über jene Nationalökonomie zu den Frauen reden darf wie zu dem Manne. Es kann sich für jene nicht darum handeln, ein kaltes System dieses jüngsten Gebietes menschlicher Wissenschaft aufzuführen und um den Werth des theoretisch Nichtigen zu ringen, sondern ich muß aus den Begriffen ein Bild und aus den Gesetzen einen farbenreichen Lebensproceß machen. Und ich muß eben darum gleich damit beginnen, diese Darstellung vor der Meinung zu bewahren, daß etwas darum schlechter oder weniger werth sei, weil es etwas Anderes ist als das Angewöhnliche. Denn ich rede hier nicht zu den Männern, sondern zu den Frauen; ihnen übergebe ich jene trockenen Begriffe und Deductionen, jene harten Thatsachen und herzlosen Gesetze und ich hoffe und weiß, daß in ihren Händen der dürre Stock noch einmal Blüthen treiben und der heißen Mühe des Tages Schatten und Labfal bereiten wird. Legen Sie darum den Maßstab der strengen Wissenschaft ein wenig aus der Hand; vielleicht daß Sie ihn da, wo der Gedanke mit lebendigen Blättern den oft so harten Boden unsrer Täglichkeit zu bedecken versteht, unter Blumen und Blüthen wieder finden, wie einst die Afen ihre goldenen Tafeln nach der Götterdämmerung.